Preis 1,50 Mk.

Sagen

der

Stadt Neisse.

Von
Bernhard Ruffert.

Neisse.
Joseph Graveurs Verlag (Gustav Neumann).
1918.

×KSIĘGARNIA×
ANTYKWARIAT
DOM KSIĄŻKI
501
033071 F

...en

der

Stadt Neisse

Von

Bernhard Ruffert.

Neisse.
Joseph Graveurs Verlag (Gustav Neumann).
1918.

DRUCK V. J. VIEWEGER, NEISSE

78405

398 : 943.8

ZBIORY SPECJALNE

Akc. K. Kl. 51 / 74 / S

1

Das erste und älteste Haus in Neisse.

Das erste und älteste Haus in Neisse soll an der Ecke der Zollstraße und des Buttermarktes gestanden haben. Die Sage erzählt, daß in alter Zeit, als die ganze Gegend noch von Wald bedeckt war, an jener Stelle eine Waldförsterei gestanden habe, neben welcher später ein Haus nach dem anderen erbaut worden sei, und so sei allmählich die Stadt Neisse entstanden. Das Haus, das sich früher an jener Stelle befand, zeigte auf der Marktseite ein Bild, das einen Hirsch im Walde darstellte. Die nischenartigen Ausbuchtungen auf der Seite der Zollstraße, die später zu bescheidenen Verkaufsräumen verwendet wurden, sollen die Hundezwinger des Forsthauses gewesen sein. — Das Neisser Museum ist im Besitz einer Photographie dieses alten Hauses mit dem erwähnten Bilde.

2

Der Münsterberger Löwe.

Am Anfange der Promenade, hinter dem Berliner Torturme, erhebt sich auf einer Steingruppe die Figur eines steinernen Löwen, vom Volksmunde „der Münsterberger Löwe" genannt. An diesen Löwen knüpft sich folgende Sage:

In früherer Zeit, als die Städte noch ihre Fehden unter einander selbst ausfochten, waren die Neisser Bürger — es soll zur Zeit des Glogauer Erbfolgestreites im Jahre 1488 gewesen sein — nach Münsterberg gezogen und hatten diesen Ort schon nach kurzer Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen. Das soll zu der spöttischen Redensart Anlaß gegeben haben: „Du hast dich gehalten wie Münsterberg." Als Siegestrophäe brachten die Neisser einen steinernen Löwen heim, der über dem alten äußeren Berliner Tore seinen Platz erhielt und nie anders als „der Münsterberger Löwe" hieß. Als 1876 das Tor eingerissen wurde, führte der Löwe auf dem städtischen Bauhof ein dunkles Dasein, bis er bei Anlage der genannten Promenade wieder zu Ehren gekommen ist und hier als „Promenadenwärter" seines Amtes waltet.

3

Ein Neisser Bürgermeister erwirbt das Gut Maschkowitz im Welt-Trunk.

Zwölf Kilometer südwestlich von Neisse liegt bei dem Dorfe Baucke das Gut Maschkowitz. Der letzte Besitzer von Maschkowitz war Peter Schoff, ein recht trunkfester Herr. Die Freunde, die ihn oft besuchten, verließen nur selten nüchtern das gastliche Schloß. Gar häufig aber kam es vor, daß, wenn die Gäste bereits in Schlaf gesunken waren, der Schloßherr dann allein noch weiter zechte.

Einst kam ihm der Gedanke, wem er wohl, da er keine Familie hatte, sein Hab und Gut bei seinem Tode vermachen solle. Zwar hatte er zwei Vettern, die ihn oft besuchten, aber diese hätten gar bald das Erbe verpraßt, und sein Andenken wäre sicher bald der Vergessenheit anheimgefallen.

Da beschloß er, ein Trinkturnier zu veranstalten und denjenigen zu seinem Erben einzusetzen, der ihn in diesem Turnier besiegen würde. Am festgesetzten Tage stellten sich die zahlreichen Gäste zu Roß und zu Wagen ein, unter ihnen auch sein alter Zechgenosse, der Neisser Bürgermeister Schnase. Als das Mahl beginnen sollte, setzte der Schloßherr in wohlgesetzter Rede seinen Gästen den Zweck des Festes auseinander und legte hierbei sein Testament auf den Tisch, das demjenigen sein Gut in urkundlicher Form zusprach, der im Trunke am längsten bei ihm aushielte.

Als der Wein bereits seine Wirkung auszuüben begann und alles in gehobener Stimmung war, rief der Herr von Maschkowitz seinen Dienern zu: „Räumt die Gläser fort! Nun soll der Kampf beginnen!" Alsbald brachten die Diener einen großen Humpen herbei, den der Wirt mit köstlichem Wein füllte und, dem Bürgermeister zutrinkend, mit einem Zuge leerte. Mit dem neugefüllten Pokale tat ihm der Bürgermeister in gleicher Weise Bescheid und reichte den Humpen seinem Nachbar. So machte der Pokal die Runde, bis er wieder beim Gastgeber anlangte. Schon fingen die Gäste an, in fremden Sprachen zu reden, und gar mancher ließ das schwere Haupt auf den Tisch sinken, andere schliefen unter dem Tische weiter. Bald saßen nur noch zwei fest auf ihren Plätzen: der Neisser Bürgermeister und der Herr von Maschkowitz. Das Turnier war jetzt zu einem immer schwächer werdenden Duell geworden. Wie oft die beiden einander zutranken, das weiß nicht einmal die Mär zu melden. Da! — ein dumpfes Geräusch! und der Herr von Maschkowitz sinkt langsam vom Stuhle.

Ein triumphierendes Lächeln umspielt die Lippen des Siegers. Noch einmal wird der Humpen gefüllt, dann be-

sieht der Bürgermeister den Dienern, den Schulzen des Dorfes nebst den Gerichtsschöppen herbeizuholen. Bald sind sie zur Stelle. „Kennt ihr mich?“ fragt er, mit etwas schwerer Zunge, die erstaunt Dreinschauenden. „Wer sollte Euch, den Bürgermeister Schnase, nicht kennen!“ war die Antwort. „Bin ich betrunken?“ fährt der Bürgermeister fort. „Mitnichten, wer könnte so etwas behaupten!“ „Und sind die Leute hier unter dem Tisch betrunken?“ „Nun freilich!“ meint lächelnd der Schulze. „Nun denn!“ ruft Schnase mit Siegermiene, „so setzt ein Protokoll auf indem ihr erklärt, daß ihr mich heut in der fünften Stunde wach und bei ziemlich klarem Verstande, die anderen aber und vor allem den Schloßherrn hier, in Schlaf versunken gefunden habt. Seid ihr das zu beschwören bereit?“ Alle bejahten das. Schnell wurde nun das Protokoll aufgesetzt, das der Schulze und die Gerichtsschöppen unterschrieben.

Schmunzelnd nahm der Bürgermeister Testament und Protokoll an sich und kehrte, wenn auch etwas schwankenden Schrittes, nach der Stadt Neisse zurück.

Als nach einiger Zeit der Herr von Maschkowitz das Zeitliche segnete, da stellte sich vor Gericht der Bürgermeister Schnase mit seinen beiden Schriftstücken ein, die niemand anfechten konnte.

So kam die Stadt Neisse durch seinen wackeren, trunkfesten Bürgermeister in den Besitz des Gutes Maschkowitz. Der auf drei Kugelfüßen ruhende Humpen wird noch jetzt unter dem Namen „Maschkowitzer Becher“ im Neisser Museum gezeigt.

4

Der böse Herzog Nikolaus.

Der Herzog Nikolaus von Oppeln war ein gar grausamer und gewalttätiger Fürst. Es machte ihm viel Freude, nicht nur die Besitzungen seiner Untertanen, sondern auch Kirchen und Klöster zu überfallen und auszuplündern.

Eines Tages hatte einer seiner Edelknaben eine Kleinigkeit entwendet und sollte dafür auf Befehl des Herzogs am Galgen sterben. Als dies des Herzogs Mutter erfuhr, bat sie ihren Sohn, dem Knaben doch das Leben zu schenken. Nikolaus gewährte seiner Mutter anscheinend diese Bitte, ließ aber zugleich den Scharfrichter kommen und flüsterte ihm voll hämischer Freude etwas ins Ohr. Der Scharfrichter hatte sich noch nicht lange entfernt, da hörte man markdurchdringende Schreie, und bald darauf taumelte der Edelknabe, klägliche Schmerzenslaute ausstoßend, in den Saal. Blut floß aus seinen beiden Augen. Der Scharfrich-

tei hatte ihm auf Befehl des Herzogs die Augen ausstechen müssen. Da wandte sich Nikolaus an seine entsetzt dastehende Mutter und fragte sie höhnisch, ob sie sich nicht freue, daß er ihren Wunsch so bereitwillig und schnell erfüllt habe, denn er habe ja dem Knaben das Leben geschenkt.

„Daß du so der Mutter Wort mit blutigem Spott verhöhnt hast", erwiderte sie in leidenschaftlichem Schmerz, „das wird an dir einst ebenso blutig gerächt werden: bald wird dich des gerechten Gottes Strafe zu treffen wissen!" Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da brach sie ohnmächtig zusammen und gab ihren Geist auf.

Der Mutter Wort ging bald in Erfüllung. Bei einer Fürstenversammlung, die darauf in Neisse abgehalten wurde, hatte aus geringfügiger Ursache der Herzog in rasender Wut den Bischof und einen anderen Fürsten zu ermorden versucht. Deshalb wurde er von den anderen Fürsten zum Tode durch das Schwert verurteilt, über Nacht in einen Turm gesperrt und sollte am folgenden Morgen vor dem Neisser Rathause hingerichtet werden. Als er nun nach der Richtstätte geführt wurde, da erschien plötzlich an seiner Seite eine düstere Gestalt, aus deren tiefen Augenhöhlen Ströme roten Blutes flossen. Schaudernd wandte sich Nikolaus ab, doch der Schatten zwang ihn wie durch eine unwiderstehliche Macht, ihn immer wieder anzusehen und sich so seines einstigen Blutbefehls zu erinnern. Von dieser unheimlichen Gestalt auf dem ganzen Weg begleitet, kam endlich der Uebeltäter, an allen Gliedern zitternd, an der Richtstätte an und verrichtete, dort von Reue erfaßt, ein kurzes Gebet. Als das Richtschwert in der Luft blitzte, da erst verschwand die Gestalt.

5

Bestrafter Frevler.

Vor sehr langer Zeit wohnte in Neisse ein Kaufmann namens Lorenz Bank. Er haßte alle Ordenspersonen und alle kirchlichen Gebräuche und äußerte oft, er würde gern einige Fässer Schießpulver dazu hergeben, wenn man damit alle Mönche in der Stadt vernichten könnte; auch wollte er nach seinem Tode nicht unter Glockengeläut auf dem Kirchhof begraben, sondern unter Kanonendonner bestattet werden. Mit solchen vermessenen Reden erregte er bei Freund und Feind viel Unwillen und Aergernis.

Einige Jahre vergingen, da brach in der Stadt ein gewaltiges Feuer aus, wie es damals bei den feuergefährlichen Schindeldächern leider nicht selten war. Es nahm seinen Anfang in der Bischofstraße, ergriff die Bischofmühle und den Bischofhof, die unweit davon liegende

Kreuzherrenkirche an der Stelle der jetzigen Gymnasialkirche, die Weber- und die Kramerstraße und einen Teil der Altstadt.

Als das Feuer sich dem Hause des Lorenz Bank immer mehr näherte, traf dieser mit seinen Leuten Anstalten, seinen Pulvervorrat zu bergen. Ehe man aber noch damit zu Ende gekommen war, entzündete ein umherfliegendes Holzstück unversehens das Pulver. Mit einem fürchterlichen Krachen flog das ganze Haus in die Luft und begrub den Besitzer mit allen Bewohnern unter den Trümmern.

So ging der schreckliche Wunsch des Frevlers in gräßlicher Weise in Erfüllung.

6

Der Totentanz zu Neisse.

Es ist schon lange her, da wanderten einmal zum Breslauer Tore zwei Männer in die Stadt Neisse ein. Der größere und ältere war ein Spielmann, mit Namen Willibald, der auf seiner Schalmei gar kunstvoll zu blasen verstand; der jüngere, Wido geheißen, war ein Maler. So verschieden die beiden nach Alter und äußerem Aussehen waren, so verschieden waren sie auch in ihrem Wesen. Der Spielmann war heiteren Gemüts, lebhaft, neigte sogar etwas zu Spott und Neckerei, Wido dagegen war wortkarg, in sich gekehrt, ernst, mit schwermütig blickenden Augen. Er hatte früher am Rhein gelebt und dort ein herziges Mädchen kennen gelernt, die Tochter des Neisser Vogtes. Schön Emma, die nach ihrer Mutter Tode bei einer Verwandten am Niederrhein erzogen wurde, schien des Malers stille, schüchterne Liebe in gleicher Weise zu erwidern. Als aber dann die Zeit kam, wo sie nach jahrelanger Abwesenheit zu ihrem Vater zurückkehren mußte, da litt es auch Wido nicht länger in dem heiteren, rheinischen Städtchen. Er begab sich auf die Wanderschaft, immer und überall Emmas Bild im Herzen tragend. So kam er auch in Schlesiens schöne Berge. Hier gesellte sich ein älterer Mann zu ihm, der ihm gleich von der ersten Stunde an ein solches Vertrauen einflößte, daß er ihm sein Herz ausschütten und seinen Liebeskummer offenbaren mußte. Der Fremde zeigte sich alsogleich bereit, ihm in seiner Not beizustehen, und so kamen sie denn eines Tages in der alten, schlesischen Bischofsstadt an, wo Wido seine Geliebte wiederzusehen hoffte.

Durch seine Kunst hatte sich der Spielmann hier bald allenthalben beliebt zu machen verstanden. Er war wohlgelitten bei alt und jung; bei allen Festlichkeiten und Gastereien durfte er nicht fehlen, und es gab fast keine Hochzeit mehr im Städtchen, ohne daß Meister Willibald den Braut-

reigen dazu gespielt hätte. Er selbst hatte einen Reigen erfunden, dem auch die ältesten Leute nicht zu widerstehen vermochten, der deshalb auch der „Großvatertanz" genannt wurde. Wenn der Spielmann diese Weise ertönen ließ, mußten silberhaarige Greise und gebückte Matronen, ob sie wollten oder nicht, sich im Tanze drehen.

Wido dagegen hielt sich meist daheim und saß stundenlang träumend vor seiner Staffelei, auf der ein Bild der Madonna im Entstehen begriffen war, das schön Emmas liebliche Züge trug. Oft auch wanderte er den Buttermarkt auf und ab, von Zeit zu Zeit schüchtern nach dem Erker der rechts von dem Haupteingange der Pfarrkirche liegenden Vogtei spähend.

Der Vogt, der Vertreter des Landesherrn in der Stadt, war ein harter, gewaltätiger und hochmütiger Mann. Wegen unbedeutender Kleinigkeiten belegte er oft die Bürger mit empfindlichen Strafen und lud durch diese Strenge und sein hochfahrendes, gebieterisches Wesen den Haß der gesamten Bürgerschaft auf sich. Sicherlich hätte er auch seine Würde auf das tiefste verletzt geglaubt, wenn ein unbekannter, unberühmter Maler seine Augen zu seiner schönen Tochter zu erheben gewagt hätte, denn er suchte seinen Eidam wohl aus viel vornehmeren Kreisen.

Als der strenge Vogt einstmals den Verwandten eines Ratsherrn wegen eines unbedachten Wortes von den Stadtknechten ergreifen und in den Berliner Turm sperren ließ, da war dies der Tropfen, der das bereits randvolle Gefäß zum Ueberlaufen brachte. Mit Aexten, Spießen und Stangen bewaffnet, rotteten sich die Zünfte und Gewerke vor der Vogtei zusammen, um endlich Abrechnung zu halten mit ihrem Bedrücker. Drohend und lärmend drängten sie sich vor das Vogteigebäude, wo zwar einige Stadtknechte Wache hielten, deren Mienen aber verrieten, daß sie ohne sonderlichen Widerstand der Uebermacht weichen würden. Schon tauchten Männer mit Fackeln und Pechkränzen auf und machten Miene, die Vogtei anzuzünden.

Da, in diesem Augenblicke höchster Not, rief Wido um das Leben seiner Geliebten bangend, deren blasses, angsterfülltes Gesicht er an einem Fenster der Vogtei zu sehen glaubte, seinen Freund und bat ihn flehentlich, durch seine Kunst die Gefahr zu beschwören. Und während die aufgeregte Menge sich tobend und drohend vor der Vogtei hin- und herwälzte, erklang plötzlich die wohlbekannte Weise des Großvatertanzes.

Da heiterten sich mit einem Male die eben noch erbitterten Gesichter auf, Spieße und Pechkränze entsanken den Händen der grimmigen Männer und zischend verlöschten die Fackeln.

Es dauerte nicht lange, da begannen die Füße sich nach dem Takte der Melodie zu heben, und bald war die Stätte des Aufruhrs in einen Tanzplatz verwandelt. Hierauf setzte sich der Spielmann, gefolgt von der tanzenden Menge in Bewegung und zog um den Ring herum in die Breslauer Straße hinein u. immer weiter hinaus, bis nach kurzer Zeit der Platz vor der Vogtei menschenleer dalag. Dem Maler aber dankte aus einem Erkerfenster der Vogtei ein freundlicher Blick aus zwei blauen Augen.

Anders war der Dank des Vogtes. Der aus großer Gefahr Gerettete ließ am anderen Morgen Meister Willibald kommen und sagte ihm in herablassendem Tone, er habe ihm einen großen Dienst erwiesen, dafür möge er eine Bitte aussprechen, er wolle sie, wenn sie in seiner Macht läge, gern gewähren, und wäre es auch die Hälfte seines Vermögens. „Geld und Gut brauche ich nicht!“ erwiderte der Spielmann, „aber da Ihr versprachet, mir jede Bitte, so weit sie in Eurer Macht liege, zu gewähren, so bitte ich Euch um nichts anderes als um die Hand Eurer Tochter für meinen jungen Freund, den Maler Wido.

Mit gerunzelter Stirn und finsterem Blick hatte der Vogt dieser kühnen Bitte zugehört. In seiner Würde auf das tiefste verletzt, und ohne den Sprecher einer Antwort zu würdigen, rief er voller Wut die Stadtknechte herbei und ließ den verwegenen Brautwerber zu dem anderen Opfer seiner Strenge in den Berliner Torturm sperren. „So haltet Ihr Euer Wort?“ rief Willibald voll Bitterkeit dem Vogt beim Abgehen zu, setzte aber sonderbarer Weise seiner Gefangennahme nicht den geringsten Widerstand entgegen. Das Volk, das anfangs für den Spielmann Partei ergriff, wurde bald dadurch umgestimmt, daß der Vogt verbreiten ließ, Willibald sei ein gefährlicher Zauberer und ein zweiter Rattenfänger von Hameln. Am nächsten Morgen verurteilten ihn die eiligst zusammengerufenen Schöppen auf Vorschlag des Vogtes zum Feuertode. Am Wege nach Neuland sollte in der Nacht der Scheiterhaufen errichtet und am folgenden Morgen die Hinrichtung stattfinden.

Da durcheilte am Morgen die Stadt eine seltsame Kunde: der Spielmann sei in seiner Zelle tot aufgefunden worden. Der Vogt, der im geheimen gefürchtet hatte, der Verurteilte möchte mittels seiner Zauberkraft ihm zuletzt noch einen Streich spielen, vielleicht dadurch, daß er sich im entscheidenden Augenblick unsichtbar machte oder auf dem Scheiterhaufen statt seiner einen Strohwisch auflodern ließe, war im stillen froh über diesen Ausgang und ließ die Leiche mitsamt der Schalmei in aller Frühe in einem ungeweihten Winkel des Kirchhofs, der damals die Pfarrkirche umgab, verscharren.

Als der Ratsturmwächter in der folgenden Nacht von seiner einsamen Höhe aus Umschau hielt, bot sich ihm ein

gar schauerlicher Anblick. Das Grab des Spielmanns öffnete sich, demselben entstieg der eben erst Begrabene und begann, vom hellen Mondlicht beschienen, auf seiner Schalmei seine alte Tanzweise anzustimmen. Die Wirkung war wunderbar. Alsogleich begann es bei den anderen Grabhügeln auch lebendig zu werden. Die Decken derselben hoben sich, klappten schüchtern erst noch einmal zu, hoben sich wieder und stiegen immer etwas höher empor. Kahle Totenschädel mit dunklen Augenhöhlen und blinkend weißen Zähnen wurden sichtbar, lange Knochengerippe richteten sich langsam auf und sahen verwundert um sich. Bei den Klängen der Schalmei wurden sie lebendiger, faßten sich bei den Knochenhänden und schwangen die klappernden Glieder in wildem Tanze, so daß die weißen Totengewänder im Winde um die dürren Glieder flatterten. Immer lockender erklang die Weise, und immer mehr der gespenstischen Tänzer strömten aus den Gräbern dem Spieler zu. Da schlug die Turmuhr mit weithin dröhnendem Schlage Eins, die Musik brach jäh ab und die Knochengerippe samt dem Spielmann huschten wieder in ihre Gräber. Leer und einsam lag der Kirchhof da wie zuvor.

Keines Wortes mächtig, hatte der Torwächter dem grausigen Totentanz zugeschaut. Schon in aller Frühe meldete er das Vorgefallene dem Vogt, der zu der Erzählung aber nur ungläubig lächelte und den Wächter, obwohl dieser seine Aussage zu beschwören bereit war, einen Hasenfuß und Träumer schalt, um so mehr, als man die Gräber unversehrt fand. Gleichwohl beschloß der Vogt in der folgenden Nacht sich selbst von der Wahrheit der Sache vom Ratsturm aus zu überzeugen; und da sich das Gerücht von dem Geschehenen wie ein Lauffeuer auch unter den Bürgern verbreitet hatte, wollten auch diese voll brennender Ungeduld schauen, ob sich der Spuk wiederholen würde. Und wirklich! Kaum hatte die Ratsturmuhr die zwölfte Stunde verkündet, da begann dasselbe Schauspiel wie in der vorhergehenden Nacht, grauenhaft und erschreckend.

Ganz Neisse war in Angst und Furcht. Auf vieles Bitten schritt die Geistlichkeit ein. Man besprengte die Gräber mit Weihwasser und verrichtete die für solche Fälle vorgeschriebenen Kirchengebete. Und da manche meinten, der Spielmann könnte deshalb keine Ruhe finden, weil ihm ein ehrliches Begräbnis versagt worden sei, ließ man ihn ausgraben und in geweihter Erde in der Reihe der übrigen Gräber bestatten. Doch alles umsonst, in der folgenden Nacht begann der grauenhafte Geistertanz von neuem. Diesmal aber ordneten sich die unheimlichen Tänzer zum Zuge, der Spielmann stellte sich an ihre Spitze und führte den gespenstischen Zug zum Kirchhofstor hinaus durch die Breslauer-, Berliner- und Zollstraße und wieder zurück, bis die Uhr Eins schlug und alles wieder in den Gräbern verschwand.

Jetzt stieg die Aufregung in der Bürgerschaft aufs höchste. Der Vogt wurde bestürmt, er solle, um der Stadt die Ruhe wiederzugeben und weiteres Unheil, das noch kommen könnte, fernzuhalten, doch endlich sein dem Spielmann freiwillig gegebenes Versprechen einlösen und dem Maler Wido die Hand seiner Tochter geben. Doch der Vogt, der in seinem Stolze sich einen vornehmeren Schwiegersohn wünschte, blieb unerbittlich. Wohl alle Plagen Aegyptens hätten seinen Sinn gleich dem des Pharaos, nicht erweichen können.

Da erschien auch richtig wieder in der Nacht der Spielmann, wieder zog er an der Spitze des gespenstischen Zuges durch die Straßen der Stadt. Aber obwohl man diesmal keine Musik vernahm, so sah man doch an der Bewegung, daß die Tänzer nach der bekannten Großvaterweise tanzten. Vor jedem Hause, in dem eine Braut wohnte, hielt der Zug, vier Tänzerpaare lösten sich aus den Reihen und führten einen Reigen auf. Alsbald tat sich die Tür des Hauses auf und heraus schwebte das Schattenbild der bräutlichen Jungfrau und schloß sich dem Geisterzuge an. Wieder war, als die Uhr das Ende der Geisterstunde verkündete, der unheimliche Spuck verschwunden. Am anderen Morgen herrschte in vielen Häusern Trauer und Wehklagen, denn alle Bräute, deren Schattenbilder die Häuser verlassen hatten, waren in der verflossenen Nacht plötzlich gestorben.

Mehr solcher Nächte wollten die Bürger, deren Töchter Bräute waren, nicht mehr erleben. Eine allgemeine Angst vor dem unfaßbaren grausigen Etwas, das vielleicht noch kommen konnte, bemächtigte sich aller Gemüter. Auf den Straßen wurden Stimmen laut: das Maß der Sünden des grausamen Vogtes sei nun voll bis zum Rande, man habe keine Lust noch ferner mit dem Leben seiner Angehörigen und Kinder für des Vogtes Sünden zu büßen. Das zusammengerottete Volk machte nun Ernst. Unter den scharfen Beilen der Fleischer und den schweren Hämmern der Schmiede zersplitterte das Holz der Vogteipforte, und die Stadtknechte zogen sich vor der Uebermacht zurück. Da endlich brach des harten Vogtes Stolz. Er befahl, den Maler Wido herbeizuholen und führte ihm selbst seine Tochter in die Arme.

Heller Jubel erscholl, alles war vergessen. Die Trauung wurde noch am selben Tage vollzogen und am Abend das Hochzeitsmahl bereitet, zu dem eine ungewöhnlich große Zahl von Gästen geladen war. Doch eine rechte Fröhlichkeit wollte nicht aufkommen. Je mehr der Abend vorrückte, umso ernster und unruhiger wurden ihre Mienen. Die Frage, ob der Spielmann nochmals wiederkommen werde, schwebte auf aller Lippen.

Da ertönten vom nahen Ratsturm herab zwölf schwere Schläge, und im selben Augenblick vernahm man auch die

wohlbekannte Weise des beliebten Brautreigens. Erschrocken eilte alles zum Fenster und erblickte den Meister Willibald, wie er an der Spitze eines langen Zuges weißer Gestalten sich dem Hochzeitshause näherte. Während er unten zurückbleibend weiterblies, stieg die Schar langsam zum Hochzeitssaale herauf, die Türen sprangen von selbst auf und herein schwebten, noch immer nach dem Takte der allmählich immer schwächer werdenden Musik, nicht klappernde Totengerippe, sondern eine Reihe ungemein lieblicher Mädchengestalten, aber nicht mit dem Aussehen von Toten, sondern von Schlafenden. Nach und nach löste sich der lähmende Schrecken der Hochzeitsgäste, denn man erkannte in den Angekommenen die Bräute, die in der letzten Nacht so plötzlich gestorben waren.

Sich die Augen reibend, erwachten sie allmählich, blickten verwundert und ob ihrer sonderbaren Kleidung verschämt um sich, um dann glückselig den Ihrigen in die Arme zu fallen. Als man endlich sich nach dem Spielmann umsah, war dieser verschwunden und ist nicht wiedergekommen. Auch der Totentanz wiederholte sich nicht mehr.

Wer der Spielmann war? Manche sind der Meinung, daß es Rübezahl, der allzeit hilfsbereite und neckische Berggeist, gewesen sei; nur hat man bisher nie davon gehört, daß er sich so weit von seinen Bergen entfernt hätte. Das erste Bild, das der glückliche Meister Wido malte und ihn weithin berühmt machte, war der grausige Totentanz, wie ihn die Stadt Neisse erlebt hat. Leider ist das Original nicht auf uns gekommen. Die anderen Totentänze, mit denen manche Städte wie Basel, Dresden und Lübeck prunken, sollen nur schwache Nachbildungen des Originals sein.

7.

Bestrafter Meineid.

Vor sehr langer Zeit lebte in Neisse ein habgieriger Mann, der vor keinem Mittel zurückscheute, um sich zu bereichern. Eines Tages lieh er sich von einem reichen Fleischer dreißig Dukaten. Als dieser nach der festgesetzten Zeit an die Rückgabe des Geldes mahnte, behauptete jener, er habe es ihm bereits zurückgegeben. Nun verklagte der Fleischer den treulosen Schuldner. Vor Gericht sollte der Beklagte seine Aussage beschwören. Zur größten Verwunderung des Klägers zeigte er sich auch gleich dazu bereit, reichte seinen dicken, schweren Stock seinem Gläubiger hin mit der Bitte, er möchte ihn doch so lange halten, bis er den Schwur geleistet habe. Es war aber ein **ausgehöhlter** Stock, in welchem der Mann das Geld verborgen hatte. Deshalb glaubte er mit gutem Gewissen schwören zu können, daß er dem Kläger das Geld wiedergegeben habe, leistete auch tatsächlich mit ruhigem Gesicht den geforderten

Eid. Hierauf ließ er sich den Stock zurückgeben. Der Fleischer wurde selbstverständlich mit seiner Klage abgewiesen und mußte zusehen, wie sein Schuldner nun vergnügter, triumphierender Miene den Saal verließ.

Als der Betrüger die Treppe des Gerichtsgebäudes hinabschritt, glitt er aus, stürzte hin und brach das Genick. Hierbei zerbrach der Stock und die dreißig Dukaten rollten die Stufen hinab.

Ein Bild das diesen Vorfall darstellte, soll sich früher in dem Neisser Gerichtsgebäude befunden haben.

8.

Die unheimliche Uhr.

Zur Zeit Friedrichs des Großen und wohl noch früher befand sich im alten Neisser Rathause — es lag gegenüber dem Hause Ring (Naschmarkt) Nr. 27 — eine altertümliche Uhr. Von ihr ging die Sage, daß sie jedesmal, wenn ein Ratsherr sterben sollte, stehen blieb. Als aber einmal eine durchgreifende Umgestaltung des Magistrats erfolgte, zerfiel die Uhr. Da aber niemand gern die Zeit seines Todes vorherwissen wollte, ließ man die Uhr in ihrem zerfallenen Zustande. — Niemand weiß mehr zu sagen, wo die Uhr hingekommen ist.

9.

Der vereitelte Verrat.

Während des 30jährigen Krieges hatten Sachsen und Dänen die von seinen Verteidigern entblößte Stadt Neisse eingenommen und die Bürgerschaft entwaffnet. Die Besatzung beschwerte die Einwohner über die Maßen. 32 000 Reichstaler sollte das Neisser Land zur Verpflegung der zahlreichen feindlichen Truppen hergeben.

Nach mehreren Monaten nahmen endlich die Kaiserlichen die Stadt wieder ein und zwangen die Besatzung zum Abzuge. Aber auch die heimische Garnison verübte mancherlei Gewalttätigkeiten und Plünderungen in der Stadt. Doch schon nach wenigen Wochen — der Winter war bereits hereingebrochen — erschienen die Feinde wiederum vor der Stadt und versuchten auf jede Weise sich derselben zu bemächtigen.

Die Sage erzählt nun, daß der dänische Rittmeister Mülmb wiederholt unter mancherlei Verkleidung als Spion in der Stadt weilte. Durch glänzende Versprechungen gelang es ihm sogar, den Neisser Syndikus Mertens zum Verrat an der Stadt zu verleiten. Dreißig dänische Krontaler waren ihm versprochen, wenn er dem Feinde Nachrichten

über die Stärke der städtischen Besatzung und die Verteidigungspläne verrate. Mit Hilfe dieses Verräters gedachten die Feinde sich Neisses durch einen Handstreich zu bemächtigen. Ursprünglich beobsichtigten die Dänen die Stadt von Norden her anzugreifen. Mertens aber riet zu einem Angriff von Süden her, weil die Verteidiger der Stadt einen Angriff von dieser Seite her gar nicht erwarteten und dort überdies die schwächste Stelle der Befestigung sei. Als geeignetsten Zeitpunkt zur Überrumpelung der Stadt schlug der Syndikus den Tag vor, an dem des Bürgermeisters Tochter ihre Hochzeit, die nahe bevorstand, feiern würde; war doch an solchem Tage die Wachsamkeit der Garnison naturgemäß schwächer und die Aufmerksamkeit von Bürgerschaft und Garnison etwas mehr von der notwendigen Verteidigung abgelenkt.

Am Abend vor dem für den Sturm bestimmten Tage glückte es dem als Kutscher verkleideten Rittmeister Mülmb, sechs handfeste Dragoner, in Säcken versteckt, in die Stadt zu schmuggeln. Sie hatten den Auftrag, die beim Sturm eintretende allgemeine Verwirrung zu benützen, um die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden, und der Syndikus Mertens hatte sich bereit finden lassen, diese sechs Soldaten bis zur Stunde des Angriffs in seinem Keller versteckt zu halten. Als Lohn für diesen verräterischen Dienst erhielt Mertens 500 dänische Krontaler von Mülmb ausbezahlt.

Inzwischen aber hatte man aus verschiedenen Anzeichen Verdacht gegen den Syndikus geschöpft; doch als man ihn in seiner Wohnung suchte, war er bereits davongeritten, um sich in das dänische Hauptquartier in Bielau zu retten.

Eben war die mit großem Gepränge gefeierte Hochzeit vorüber, als ein Bauer in voller Aufregung in die Stadt gestürzt kam und berichtete, der größte Teil der im Norden (bei Hannsdorf) stehenden Belagerungstruppen seien in der Nacht bei Glumpenau über die gefrorene Neisse gegangen und jetzt bereits auf dem Wege nach Bielau. Nur ein kleiner Teil sei bei Hannsdorf zurückgeblieben. Wie es scheine, beabsichtigten die Dänen die Stadt von Süden her anzugreifen, während die übrigen offenbar nur einen Scheinangriff von Norden her unternehmen wollten.

Der Rat des Syndikus war also von den Feinden getreulich befolgt worden.

In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr berief der Bürgermeister alsbald eine Ratssitzung, an der auch der Höchstkommandierende der Stadt teilnahm. Nach langen, oft recht stürmischen Beratungen fand man kein anderes Mittel zur Rettung der Stadt, als alle Häuser vor dem Zolltore und dem Brüdertore in Brand zu stecken, um den Feind fernzuhalten und ihn jedes Deckungs- und Schutzmittels zu berauben, da er sich bei der furchtbaren Kälte nicht lange mehr auf freiem Felde würde halten können. Nach

schwerem Herzen gab der Bürgermeister zu dieser für unzählige Bürger überaus schmerzlichen Maßregel seine Zustimmung.

Noch rechtzeitig waren auch die sechs im Keller des Syndikus versteckt gehaltenen dänischen Dragoner entdeckt und unschädlich gemacht worden. Nach ihrem Geständnis hatten sie, mit allem Nötigen versehen, tatsächlich die Absicht, beim Eindringen der Feinde die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden.

Bald sahen die erschreckten Bürger, wie ein Flammenmeer die Mauern der bedrohten Stadt einhüllte und die dem Verderben preisgegebenen Vororte verzehrte. Weinend und wehklagend kamen die ihres Obdaches beraubten Bewohner in Scharen in die Stadt gezogen und fanden bei mitleidigen Bürgern eine menschenfreundliche Aufnahme.

Eine Annäherung des Feindes von dieser Seite der Stadt war so zum Glück vereitelt.

Als man vom Ratsturme aus bemerkte, daß die Dänen Anstalten trafen, ihre im Süden stehende Hauptmacht nach Norden zu ziehen, um sie mit den dort zurückgebliebenen Truppen zu vereinen, beschlossen die Befehlshaber der Stadt einen Ausfall, der auch gelang. Die Dänen wurden geschlagen und zersprengt und flüchteten in aller Eile nach Neustadt und Patschkau; unter ihnen befand sich auch der schwer verwundete Rittmeister Mülmb.

Vergebens warteten nun die bei Hannsdorf lagernden Truppen auf den Befehl zum Angriff. Als sie dann das Schicksal ihrer Kameraden erfuhren, traten sie eiligst den Rückzug an, wurden aber unterwegs angegriffen und fast vollständig aufgerieben.

Neisse war gerettet. Aber um welch schmerzlichen Preis! All die zahlreichen Wohnhäuser vor dem Zolltore und dem Brüdertore, die Stätten friedlichen Glückes, waren jetzt Stätten des Grauens, rauchende Trümmerhaufen. Noch einer langen Zeit bedurfte es, um das Zerstörte wieder aufzubauen.

Der Syndikus Mertens genoß nicht lange die Früchte seines Verrates. Auf dem Wege nach dem feindlichen Hauptquartier in Bielau war er mit seinem Pferde gestürzt und hilflos eines elenden Todes gestorben. Nach Wochen erst fand man seine Leiche in einem Gebüsch; die dänischen Goldstücke, sein Judaslohn, lagen noch daneben.

10

Der Schöne Brunnen in Neisse und die Schweden.

Im 30jährigen Kriege wurde Neisse auch von den Schweden belagert. Um den Belagerten nach Möglichkeit zu schaden und sie zur Uebergabe zu zwingen, schlichen sich feindliche Spione in die Stadt und vergifteten die Brunnen. Die Bewohner gerieten dadurch in große Not. Da begann man nach anderen Quellen zu graben, aber lange Zeit vergebens. Endlich stieß man auf eine Wasserader und leitete

das Wasser nach der Breslauerstraße. Damit nicht auch dieser Brunnen vergiftet wurde, bewachten ihn ständig zwei Militärposten; ja sogar geschöpft wurde das Wasser von eigens dazu angestellten Soldaten. Als man nach einiger Zeit in der Wachsamkeit nachließ und auch dieser Brunnen vergiftet wurde, und als dann noch eine Hungersnot ausbrach, mußte sich die Stadt den Schweden ergeben.

In der späteren Friedenszeit ließ man den Brunnen mit einem prächtigen eisernen vogelbauerartigen Gehäuse überdecken und nannte ihn den „Schönen Brunnen".)

11

Die Schweden in Neisse.

Nachdem nun Neisse in den Händen der Schweden war, hatte die Stadt Furchtbares auszustehen. Ihr Letztes mußten die Einwohner hingeben und wurden öfters noch obendrein von den feindlichen Soldaten geschlagen und aus ihrer Wohnung hinausgeworfen. Außerdem mußte die Stadt die starke schwedische Besatzung völlig unterhalten und fast unerschwingliche Geldsummen an die Feinde bezahlen.

Nach fünf bangen Wochen zogen die Schweden, nachdem sie die ganze Stadt in Brand zu stecken versucht hatten, plötzlich ab. Die Sage erzählt, der Apostel Jakobus der Aeltere, der Schutzpatron der Stadt, sei, auf einem weißen Rosse sitzend, durch die Stadt gesprengt, was die Schweden in Furcht und Schrecken versetzt und sie zum Abzuge bewogen habe.

Eine andere Sage berichtet, daß ein Gespenst in der Nacht zu den schwedischen Wachposten gekommen sei und ihnen befohlen habe, sie sollten ihrem Oberbefehlshaber sagen, es werde ihn großes Unglück treffen, wenn er nicht am folgenden Tage vor Sonnenuntergang mit seinen Soldaten die Stadt verlasse. Dies sei der Grund gewesen, warum die Schweden so plötzlich Neisse verlassen hätten.

12

Das Haus zu den sieben Galgen.

Vor vielen Jahren war einmal aus Brünn eine Räuberbande entsprungen und nach manchen Irrfahrten nach Neisse gekommen. Dort kehrten die sieben Räuber im Gasthause „zum goldenen Schlüssel" in der Friedrichstraße ein, wo Makert, der Wirt, der ein Hehler war, ihnen andere Kleidung gab, so daß sie das Aussehen von ehrbaren Handelsleuten bekamen.

In demselben Gasthause war um diese Zeit ein braver, unverdorbener Handwerksbursche, Ezechiel Humpert mit Namen, auf seiner Wanderschaft eingekehrt. Hackel das Haupt der Bande, suchte den braven Burschen für sein ruchloses Handwerk zu gewinnen, aber Justine, die Magd, die den schmucken Burschen liebgewonnen hatte, gab sich alle Mühe, Hackels Pläne zu hintertreiben und Ezechiel vor seinem Verführer zu warnen.

Noch ehe dies gelang, war in der Jakobipfarrkirche ein kühner Einbruch verübt worden. Vor siebenhundert Jahren hatte nämlich Bischof Jaroslaus, als er die Jakobikirche bauen lassen wollte, zu diesem Zweck in ganz Schlesien eine Sammlung veranstaltet, die so reichlich ausfiel, daß noch fast die Hälfte davon übrig blieb. Da beschloß der Bischof, das Geld in der Kirche vermauern zu lassen, damit die Gemeinde, wenn nach Jahrhunderten einmal ein Neubau notwendig werden sollte, die erforderliche Geldsumme beisammen wäre. Nun kam zu jenem Bischof ein Zauberer und bot ihm einen Kasten an, um das Geld hineinzulegen; den Schlüssel dazu aber zeigte der Wundermann niemandem, weil er selbst ihn einmauern wollte. Der verzauberte Schlüssel aber hatte die Eigenschaft, an der Stelle, wo der Schatz verborgen liegt, wieder aus der Mauer herauszuwachsen und zu der Zeit, wenn der Schatz gebraucht würde, herauszufallen. Wer aber es unternehmen wollte, den Schlüssel vorzeitig und mit Gewalt herauszunehmen, der würde eines elenden Todes sterben. So hatte der Zauberer es verkündet. In einer Kapelle des rechten Seitenschiffes, in der sich das Grabmal eines Bischofs befindet, glaubte man damals am Fenster bereits den Griff eines großen, eisernen Schlüssels herausragen zu sehen.

Dieser wertvolle Schatz nun war eines Tages gestohlen worden. Der Verdacht richtete sich bald auf die im „goldnen Schlüssel" hausende Räuberbande. Das Haus wurde umstellt und alle darin Wohnenden gefangen gesetzt, mit Ausnahme des Wirts Makart und des Rädelsführers Hackel, denen es geglückt war, noch rechtzeitig zu entkommen. Trotzdem Ezechiel seine Unschuld beteuerte und auch die Verbrecher dieselbe zuletzt bestätigten, wurden alle sieben zum Tode durch den Strang verurteilt und das Urteil auf dem Marktplatze vollzogen. Die entseelten Körper aber verscharrte man dort, wo auf dem Wege nach Neuland zur Rechten noch jetzt ein Kreuz steht.

Nach einiger Zeit meldete der Wächter, an der Hinrichtungsstätte am Marktplatz sei allnächtlich ein blaues Flämmchen zu sehen, das durch die Zollstraße nach der Stelle am Wege nach Neuland zuschwebe, wo die Körper der Gehängten verscharrt lägen, dort einige Zeit aufflackere und zuletzt verlösche. Zugleich höre man die geisterhaft klingenden Worte: „Verweigert dem Unschuldigen nicht länger ein ehrliches Begräbnis!"

Inzwischen waren die beiden Entflohenen bis an die sächsische Grenze gelangt. Dort gerieten sie über den Besitz des Raubes in so heftigen Streit, daß in dessen Verlauf der jähzornige Hackel ein Messer zog und es seinem Gegner in die Brust stieß. Noch ehe Makart verschied, offenbarte er den herbeigeeilten Personen das begangene Verbrechen und die

Unschuld des jungen Handwerksburschen. Zuletzt bat er sie inständig, sein Bekenntnis nach Neisse zu berichten, damit der Unschuldige noch gerettet werden könnte.

Doch es war bereits zu spät. Nun wurde aber die Leiche des Ezechiel mit großer Feierlichkeit und unter zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung nach der Stadt gebracht und dort in geweihter Erde auf dem Kirchhofe, der damals die Pfarrkirche umgab, begraben. Vor dem Sarge schritt die arme Justina, auf weißseidenem Kissen einen Myrtenkranz tragend. Am Grabe angelangt, brach sie zusammen und verschied. So waren die sich in Treue Anhängenden wenigstens im Tode vereint. Hackel aber, der bald darauf ergriffen wurde, erlitt die längst verdiente Strafe für seine vielen Freveltaten.

Das Haus, vor dem die sieben gehängt worden waren — es ist das dritte von der Ecke der Zollstraße aus — hieß seitdem „das Haus zu den sieben Galgen."

13

Die Feenixen im Hexenberge bei Neisse.

Im Hexenberge hinter Mährengasse, der jetzt von der nach Camenz führenden Bahn durchschnitten wird, wohnten vor Jahren die Feenixmännchen und die Feenixweibchen. Es waren dies kleine, graue Wesen in der Größe eines vierjährigen Kindes. Sie taten niemanden etwas zu leide; im Gegenteil, wenn ein Landbewohner am späten Abend aus der Stadt allein nach Hause ging, so fand sich beim Hexenberge ein Feenixmännlein ungerufen ein und begleitete ihn so weit als ihre „Gerechtigkeit" oder ihr Machtbereich zu Ende war. Dort verschwand dann das Männlein plötzlich. Noch vor einiger Zeit wußte ein Neisser Bewohner zu erzählen, daß sein Großvater von einem Feenixmännlein öfters begleitet worden sei.

Auf einmal aber waren sie von der Gegend des Hexenberges verschwunden, und niemand weiß, wo sie geblieben sind.

14

Die Armesünderglocke und der geräderte Bürgermeister.

Als die früher österreichische Stadt Neisse in den schlesischen Kriegen preußisch geworden war, soll in der Stadt eine Verschwörung angezettelt worden sein zu dem Zwecke, die verhaßte preußische Besatzung an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde zu überfallen und niederzumachen, um die Stadt wieder in die Hände der Oesterreicher zu bringen. Des Bürgermeisters Köchin, die bereits eine Liebschaft mit einem preußischen Tambour — für den kleinen

Amor gibt es bekanntlich keine nationalen Schranken — angefangen und im Hause ihrer Herrschaft etwas von dem Anschlag gegen die preußische Besatzung erlauscht hatte, bangte natürlich um das Leben ihres Geliebten und hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Tambour die ihm und seinen Kameraden drohende Gefahr zu verraten. Dieser eilte schnurstracks zur Hauptwache, ließ Generalmarsch schlagen, vereitelte so die Ausführung der Verschwörung und rettete die preußische Besatzung.

Zur Strafe wurde der Bürgermeister geräbert, kein preußischer König sollte mehr nach Neisse kommen, jeden Abend wurde, um die Stadt an ihre Treulosigkeit zu erinnern, die Armesünderglocke auf dem Ratsturme eine Stunde, — später eine Viertelstunde — lang geläutet; endlich zum abschreckenden Beispiel für die Bewohner der Stadt die Figur des geräderten Bürgermeisters an der östlichen Seite des Ratsturmes angebracht, wo sie noch jetzt zu sehen ist.

15

Der mutige Tambour.

Während des Siebenjährigen Krieges hatten Kroaten eine in der Nähe der Stadt Neisse gelegene Mühle plötzlich überfallen, geplündert und in Brand gesteckt. Hierbei war Wilhelm Fritsche, der Müllersbursche, von den Kroaten gefangen genommen und unter das österreichische Militär gesteckt worden. Als er nach mannigfachen Abenteuern und wiederholten vergeblichen Fluchtversuchen den Ueberfall des preußischen Lagers bei Hochkirch mitmachte, gelang es ihm endlich, zu den Preußen zu desertieren. Schließlich kam er zur Neisser Garnison als Trommler.

Bei jenem Kroatenüberfall war es der Müllerstochter, Liesa Götze mit Namen, geglückt, das in einen Beutel aufbewahrte Geld ihres Vaters zu retten und damit zu entfliehen. Der Müller selbst hatte in dem Mühlgraben seinen Tod gefunden. Tagelang war das heimatlos gewordene Mädchen in Angst und Verzweiflung umhergeirrt und hatte endlich in Neisse bei dem Freiherrn von Sarskn einen Dienst gefunden. Hier verbarg sie den Geldbeutel ihres Vaters in ihrer Schlafkammer.

In der Festung Neisse suchte damals eine österreichisch gesinnte Partei mit allen Mitteln Haß gegen die preußische Herrschaft zu entfachen und zu schüren. Die Seele dieser hochverräterischen Partei war die Gemahlin des Freiherrn von Sarsky. Als Unterhändler diente ihr der Baron von Terbrotzky, in dessen Diensten ein ungemein gewandter Mensch als Spion tätig war. Seine Fertigkeit, schnell in allen möglichen Verkleidungen aufzutauchen, ließ ihn für seinen Posten

besonders geeignet erscheinen. Diese gefährliche Partei plante nichts Geringeres, als die Festung Neisse wieder den Oesterreichern in die Hände zu spielen.

Dem Herrn von Terbrotzky war es unter anderem gelungen, den Syndikus der Stadt sowie den Kommandanten der Festung, den General Wallrawe, für seinen Plan zu gewinnen, während er bei dem Major von Borcke auf hartneckigen Widerstand stieß. Die um das Schicksal Neisses besorgten Offiziere pflegte der Kommandant von Wallrawe mit der Versicherung zu beruhigen, daß für die Festung keinerlei Gefahr drohe, ja, daß sie uneinnehmbar sei. Der Major von Borcke äußerte dagegen, es schicke sich nicht für einen Soldaten, dem Feinde auch nur eine Minute zu trauen. Er war darum nur noch wachsamer als zuvor.

Der von allen Seiten bedrängte König konnte es nicht hindern, daß die Festung von den Oesterreichern immer enger eingeschlossen und schließlich von dem Feldzeugmeister Harsch belagert wurde. Als Friedrich bei Hochkirch durch Daun eine Niederlage erlitt und nun Neisse in den Augen der ganzen Welt als verloren galt, da glaubten die Verschwörer den Zeitpunkt gekommen, um zur Tat zu schreiten.

Die Nacht vom 4. zum 5. November 1748 ward zur Ausführung des verbrecherischen Planes bestimmt. Eile tat not, denn man hatte Nachricht bekommen, daß der König, der Verfolgung seiner Feinde entschlüpfend, zur Rettung Neisses in Eilmärschen heranrücke und keine 6 Meilen mehr von der Festung entfernt sei. Es war mit dem Kommandanten verabredet worden, daß dieser am Abend vor der verhängnisvollen Nacht eine Gesellschaft in der Kommandantur geben und hierzu sämtliche Offiziere einladen sollte. Zugleich sollten die Mannschaften von jeglichem Dienst befreit, die Posten eingezogen und die Oesterreicher, die bereits eine Viertelstunde vor der Festung standen, mit dem Schlage Eins zu den von allen Wachen entblößten Toren eingelassen werden.

Nun hatte der bei Frau von Sarsky aus- und eingehende Spion dort Liesa kennen gelernt und eine heftige Zuneigung zu ihr gefaßt. Standhaft wies das Mädchen seine Bewerbungen zurück. In der Hoffnung, sich Liesa gefügiger machen zu können, veranlaßte er durch eine boshafte Anzeige eine Haussuchung bei ihr. Hierbei fand sich jener Beutel mit Geld, und das arme Mädchen wurde, sich halbtot schämend, zur Hauptwache gebracht. Zu ihrer größten Ueberraschung erkannte sie hier in dem diensthabenden Trommler ihren Geliebten.

Der Major von Borcke, beider Blicke richtig deutend, gab, da er sich bald von Liesas Unschuld überzeugt hatte, Wilhelm für den Abend Urlaub; das Geld wurde bis zur völligen Klärung der Sache noch zurückbehalten. Die Zeit

verging dem Paar, das sich gar vieles zu erzählen hatte, nur zu schnell; dann kehrte das Mädchen zu ihrer Herrschaft zurück, um ihr den günstigen Ausgang ihrer Sache mitzuteilen, wurde aber mit harten Worten fortgejagt und ihr sogar jeglicher Lohn vorenthalten. Ratlos irrte Liesa auf dem Ringe umher. Da vertrat ihr plötzlich jener Spion den Weg, der ihr bei Frau von Sarsky den Heiratsantrag gemacht hatte und von ihr abgewiesen worden war. Von neuem wiederholte der Heuchler sein Anerbieten, doch wiederum vergebens.

Da, als seine Zudringlichkeiten schon in Drohungen übergingen, fühlte er sich mit einem Male von fester Hand gepackt. Es war Wilhelm, der, um seinen Urlaub auszunützen, noch weiter auf den Straßen umhergeschlendert war und noch rechtzeitig Liesa Hilfe bringen konnte. Der Trommler machte Miene, den Spion zur Hauptwache zu bringen. Um loszukommen — denn er kannte das Schicksal, das ihn erwartete — bot ihm der Mann immer höhere Summen an. Als alles vergebens war, erbot er sich, dem Soldaten ein sehr wichtiges Geheimnis anzuvertrauen, wenn er ihn losließe. Als Wilhelm noch zu überlegen schien, erzählte der Spion, daß in dieser Nacht die Oesterreicher in die Stadt eindringen und jeden preußischen Soldaten niedermachen werden. Er würde ihm aber, wenn er ihn losließe, alsbald bürgerliche Kleidung verschaffen und dazu eine große Geldsumme geben, so daß seine Rettung leicht sei. Um Wilhelm jegliches Mißtrauen zu nehmen, zog er aus seinem rechten Stiefel ein zusammengefaltetes Blatt Papier, entfaltete es und hielt es dem Soldaten zum Lesen hin. Der Soldat riß es ihm aus der Hand und las es beim schwachen Scheine der nächsten Straßenlaterne. Es war ein an den Syndikus gerichteter Brief und lautete folgendermaßen:

„Euer Wohlehrbaren und Gestrengen teile ich im Auftrage des K.K. Generals Harsch und des Komitees mit, daß die Aktion wegen Annäherung königlicher Truppen schon heute beginnen soll. Um ein Uhr ersteigen die Unsrigen die Wälle. Da der Besatzung kein Pardon gegeben werden soll, so ist Seine Mithilfe unerläßlich. Gebe Er seinen Leuten die nötigen Anweisungen.

Mit schuldigem Respekt v. T."

Vor Wilhelms Augen lag nun das ganze geplante Verbrechen klar zu Tage. Nun hielt er es erst recht für seine Pflicht, seinen Gefangenen zur Hauptwache zu bringen. Doch wer beschreibt seinen Schreck, als er dort niemanden von der Wachmannschaft, auch nicht den wachhabenden Offizier vorfindet, dem er den Gefangenen hätte übergeben können. So blieb ihm denn, so schwer es ihm auch ankam, nichts anderes übrig, als den Spion wieder laufen zu lassen. Dieser hatte aber nichts Eiligeres zu tun, als nach der Komman-

dantur zu springen, dort Herrn von Terbrotzky, der noch mit all den geladenen Offizieren anwesend war, aufzusuchen und ihm hastig zuzuraunen: „Das Geheimnis ist verraten! Teilen Sie es dem Kommandanten mit, und retten Sie sich!“ Zufällig hatte auch der Major von Borcke diese verdächtigen Worte vernommen; aber ehe noch der pflichteifrige Offizier seinen Degen ziehen und den Verräter dingfest machen konnte, war dieser schon behende entschlüpft.

Inzwischen hatte Wilhelm seine Braut wieder aufgesucht und ihr hastig das Vorgefallene erzählt. Dann ergriff er, von einem unbestimmten Gefühle getrieben, als gelte es, Tausende zu retten, die auf der Hauptwache noch vorgefundene Trommel und wirbelte — die Turmuhr schlug eben halb eins — das Alarmsignal in die stille Nacht hinaus. Bald antwortete eine zweite, eine dritte Trommel; von anderen Punkten vernahm man das Blasen der Signalhörner. Die ganze Stadt geriet in Aufruhr; Soldaten eilten aus den Kasernen durch die Straßen nach ihren Posten auf den Wällen; laute Kommandorufe ertönten.

Eine ähnliche Wirkung rief der Alarm in der Kommandantur hervor. Alles warf die Karten hin, stieß in der Aufregung die Gläser um, stürzte ans Fenster, stürmte, in der Eile nach Degen und Dreimaster greifend, auf die Straßen und an seinen Platz. Der Kommandant v. Wallrawe erbleichte und ging verstört umher.

Mit gezogenem Degen kam der Major von Borcke auf den noch immer trommelnden Wilhelm herangestürmt und fragte ihn erregt, wer ihm den Befehl zum Alarmieren gegeben habe. Der Gefragte übergab dem Offizier den Brief, den er soeben dem Spion abgenommen hatte, und erzählte, wie er zu demselben gekommen war. Er fügte entschuldigend hinzu, daß keine Zeit mehr gewesen sei, den Herrn Major aufzusuchen, und so habe er angesichts der drohenden Gefahr auf eigene Verantwortung hin gehandelt und alarmiert. Hastig überflog der Major das Schreiben, dann wandte er sich mit den Worten zu Wilhelm: „Du bist ein braver Soldat und hast besser gehandelt als mancher Offizier!“ Das Mädchen schickte er mit einem Zettel an seine Gemahlin, damit sie dasselbe bis auf weiteres bei sich aufnehme.

So war denn der Anschlag auf die Festung vereitelt. Wenn auch die Garnison die ganze Nacht unter Waffen blieb, so wartete sie doch vergebens auf den feindlichen Angriff. Am nächsten Morgen ausgesandte Patrouillen stellten fest, daß das ganze Korps des General Harsch auf dem Rückzuge begriffen war. Drei Tage später hielt König Friedrich seinen Einzug in Neisse.

Das Kriegsgericht verurteilte den Kommandanten General Wallrawe zu lebenslänglichem Gefängnis. Der Tromm-

ler aber mußte auf Befehl des Königs in dessen gewöhnlichem Absteigequartier in der in der Königstraße gelegenen Bergapotheke erscheinen und wurde für sein umsichtiges Verhalten und seinen Mut von Friedrich gelobt und mit einem ansehnlichen Geldgeschenk belohnt. Der Major von Borcke schenkte ihm eine Aussteuer aus der zurückgelassenen Wohnungseinrichtung des geflüchteten Freiherrn von Sarsky. Außerdem erhielt Wilhelm den schriftlichen Ausweis, das er für immer von der Militärpflicht befreit sei.

16

Der Soldat als Kirchendieb.

Es war die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Die Oesterreicher wollten Neisse, das seit 1741 preußisch geworden war, durchaus zurückerobern und Friedrichs ungünstige Lage nach dem Ueberfall bei Hochkirch benutzen, um ihr Ziel zu erreichen. Alsbald wurde die Stadt von den Oesterreichern belagert und bombardiert. Unzählige Kugeln flogen in die Stadt und beschädigten Häuser und Kirchen. Nur die Kreuzkirche in der Brüderstraße blieb von fast allen Geschossen verschont.

Eines Morgens fand der Glöckner nach einem schrecklichen Bombardement drei Brandkugeln zu Füßen eines in einer Nische befindlichen Marienbildes liegen. Fromme Seelen zogen daraus den Schluß, daß der Schutz des Gotteshauses wohl diesem Gnadenbilde zu verdanken sei. Dankbar schmückten die Gläubigen seitdem das Bild täglich mit frischen Blumen, reiche Frauen zierten das Gewand der Statue mit kostbaren Edelsteinen.

Da war eines Tages der kostbare Schmuck der Madonna verschwunden, gestohlen. Ganz Neisse war empört über diesen ruchlosen Frevel. Allmählich richtete sich der Verdacht auf einen Husaren, den man öfters, als bei einem Soldaten zu vermuten stand, andächtig betend vor dem Bilde gesehen hatte. Der Verdacht bestätigte sich, als man im Laufe der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung im Mantelsack des Husaren den gestohlenen Schmuck wiederfand.

Aber der Frevler besaß die Keckheit zu behaupten, er habe den Schmuck nicht gestohlen, sondern die Madonna habe ihm denselben selbst geschenkt, um seine Frömmigkeit zu belohnen. Kein Mensch glaubte ihm diese gottlose Ausrede, und das Kriegsgericht entsprach nur dem allgemeinen Rechtsempfinden, als es den Husaren zum Tode durch den Strang verurteilte.

Bevor aber das Urteil vollstreckt werden konnte, mußte erst die Bestätigung des Königs eingeholt werden. Die Prozeßakten wanderten also nach Berlin. Friedrich der Große, bekanntlich ein Freigeist, ließ erst bei der kirchlichen Behörde anfragen, ob ein solches Wunder, wie es der Angeklagte behauptete, nach der kirchlichen Lehre möglich sei. Die ge-

nannte Behörde gab wohl die Möglichkeit zu, sprach aber die Vermutung aus, daß im vorliegenden Falle der Delinquent mit seiner Ausrede offenbar nur auf den herrschenden frommen Glauben spekuliert und denselben gemißbraucht habe.

Doch der König hob das Todesurteil mit der Begründung auf, daß die Behauptung des Delinquenten nach dem Gutachten der kirchlichen Behörde nicht zurückgewiesen werden könne und auch durch kein entgegenstehendes Zeugnis widerlegt worden sei.

Zum Schmerze Aller mußte der Soldat — jetzt würde man sagen „wegen mangelnder Beweise" — in Freiheit gesetzt werden.

17

Der Doppelgänger.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Neisse ein begabter aber unbemittelter Jüngling mit Namen Franz, den sein Oheim, ein vermögender und angesehener Neisser Bürger, auf seine Kosten das Gymnasium besuchen ließ. Da der Oheim in seiner Wohnung für ihn keinen Platz hatte, mietete er ihm in einem Hause gegenüber dem Gymnasium ein einfach ausgestattetes Zimmer. Ein besonderer Schmuck desselben waren zwei große, an der Decke angebrachte Engelsfiguren aus Stuck.

Wenn Franz mit seinen Arbeiten fertig war, pflegte er seinen kränklichen Onkel zu besuchen, um ihm durch munteres Geplauder oder durch einige Partien Schach Gesellschaft zu leisten.

Als er nun eines Abends wie gewöhnlich aus der Wohnung seines Oheims nach Hause zurückkehren wollte, hatte sich draußen ein heftiges Unwetter erhoben; der Wind heulte und sturmgepeitschter Regen schlug prasselnd an die Fenster. Unter solchen Umständen machte der alte Herr natürlich seinem Neffen den Vorschlag, in seiner Wohnung zu übernachten. Doch da dieser es vorzog, lieber nach Hause zurückzukehren, gab ihm der Onkel zum Schutz gegen das stürmische, kalte Unwetter seinen alten unscheinbar gewordenen, mit einer Reihe von übereinanderliegenden Kragen versehenen Mantel, wie es wohl einen solchen in ganz Neisse nicht gab, sowie eine Laterne mit.

Mutig schritt Franz in die stürmische, nasse Finsternis hinaus, ging über den Fahrdamm der Breslauer Straße, an dessen Ende der Oheim wohnte, und an der alten Franziskanerkirche (jetzt evangelische Pfarrkirche) vorbei und blieb am Anfang der Grabenstraße stehen, um durch Hochhalten der Laterne den Weg zu überschauen und den zahlreichen Regenpfützen an dieser Stelle aus dem Wege zu gehen.

Doch was war das? Etwa zwanzig Schritt vor sich sah er eine Gestalt, die ebenfalls eine Laterne hochhielt. Als Franz seinen Weg fortsetzte, setzte auch die Gestalt sich in Bewegung. Um den Fremden besser sehen zu können, hob der junge Mann nochmals seine Laterne hoch, doch siehe! auch der andere tat dasselbe. Deutlich erkannte Franz, daß dieser genau denselben Mantel trug, wie er; und doch hatte der Onkel ihm gesagt, daß es einen zweiten solchen in der ganzen Stadt nicht gäbe.

Dem jungen Mann, der durchaus kein Hasenfuß war, wurde es nun doch unheimlich, als der andere immer in der gleichen Entfernung vor ihm herging. Lief er schnell, dann rannte die Gestalt auch, verlangsamte er seinen Schritt, dann blieb auch der andere zurück.

Inzwischen war man an dem Theater vorbei und bei der Kommandantur, dem jetzigen Museum, angekommen. Da war der Doppelgänger plötzlich verschwunden. Schon wollte Franz, dessen innere Erregung immer mehr zunahm, umkehren, doch schämte er sich vor sich selber. Tapfer setzte er seinen Weg fort und bog um die Ecke der Residenz (jetzt Gerichtsgebäude) in die Jesuitenstraße ein. Da, o Schreck! war schon wieder der unheimliche Fremde und ging wieder vor ihm her!

Bei der Jesuitenkirche, der jetzigen Gymnasialkirche, angekommen, beschloß der Jüngling, dem Spuk ein Ende zu machen. Er trat auf die erste Stufe der zur Kirchentür hinaufführenden Treppe und rief, seine Laterne hochhebend, laut in die finstere, stürmische Nacht hinein: „Der du da vor mir hergehst, wende dich um, damit ich sehen kann, wer da seinen Spuk mit mir treibt!“ Blitzschnell drehte sich, die Laterne ebenfalls hochhebend, der andere um und Franz erkennt, an allen Gliedern zitternd, — seine eigenen Züge. Von Entsetzen gepackt, sinkt er an den Treppenstufen nieder, sieht aber noch, wie die Gestalt auf seine Wohnung zugeht, die Tür öffnet und in dem Hause verschwindet. Deutlich bemerkt er auch durch das Fenster neben der Haustür, wie sich der Hausflur erhellt, das Licht hierauf allmählich dunkler wird und dann am Fenster seines Zimmers wieder erscheint. Kurze Zeit bewegt es sich dort hin und her, dann ist es verschwunden.

So mutig Franz sonst auch war, so hätte er doch um alle Schätze der Welt es nicht über sich vermocht, in diesem Augenblick seine Wohnung zu betreten. Von wahnsinniger Angst getrieben, rannte er den Weg zurück und langte ganz außer Atem an seines Onkels Hause an. Zu erschöpft, um der ihm öffnenden und bestürzten Magd eine Aufklärung zu geben, brachte er die Nacht, ohne schlafen zu können, auf dem Sofa zu.

Schon früh am anderen Morgen eilte er, nachdem er kurz sein unheimliches Abenteuer erzählt, nach seiner Wohnung zurück. Dort kam ihm sogleich seine Wirtin mit der aufgeregten Frage entgegen, was ihm am vorhergehenden Abend in seinem Zimmer zugestoßen, und ob er etwa mit seinem Bette durchgebrochen sei; sie habe einen furchtbaren Knall gehört, so daß sie vor Schreck hoch aufgefahren sei. Ohne ein Wort zu erwidern, schritt Franz der Tür seines Zimmers zu und stieß sie in höchster Spannung auf. Was erblickte er? Die beiden großen Engelsfiguren an der Decke hatten sich losgelöst und waren herabgefallen, die eine auf den Schreibtisch, die andere auf das Bett, so daß die Bettstelle vollständig zertrümmert war.

Hätte jemand in jenem Augenblick im Bett gelegen, er wäre unfehlbar ein Kind des Todes gewesen. Der rätselhafte Doppelgänger hatte also Franz das Leben gerettet.

18.

Das Bärengespenst.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Wachtposten auf Bastion IX (jetzt Kaserne IX an der Kaiserstraße) durch einen braunen Bären geängstigt, der abends gegen elf Uhr den Wall heraufkroch, oben mit schrecklichem Brummen etliche Male auf den Hinterfüßen hin- und herspazierte, sich auch wohl eine Weile hinlegte und dann wieder den Abhang hinunterkroch, um im finsteren Gange zu verschwinden. Obgleich das Gespenst eigentlich niemandem ein Leid zufügte, war dennoch sein Erscheinen für die armen Schildwachen, welche von zehn bis zwölf Uhr auf der Bastion auf Posten ziehen mußten, sehr unheilbringend. Auch die Mutigsten entliefen in der Regel von ihren Posten.

An der Sache war nicht zu zweifeln, denn selbst die Offiziere hatten in mondhellen Nächten von den nahen, höher gelegenen Werken den Bären auf der Bastion IX bemerkt. Vergeblich ließ der Kommandant die Soldaten durch den Garnisonprediger nachdrücklich belehren, daß einem Krieger in Ausübung seines Berufes selbst der Teufel aus der Hölle nicht schaden könne; vergebens wurde für die Feiglinge die Strafe verdoppelt, vergebens für die Tapferen, die den Anblick des Gespenstes aushalten würden, namhafte Belohnungen in Geld und Beförderungen in Aussicht gestellt.

Ein alter Pole von ungewöhnlichem Mute und fast gottloser Verlegenheit war der einzige, der sich als Freiwilliger meldete. Aber als man ihn von dem verhängnisvollen Posten ablöste, lehnte er starr und steif wie gefroren am

Schilderhause. Besinnungslos wurde er ins Lazarett gebracht und starb dort am neunten Tage. Seitdem betrachteten die Kameraden die Bastion IX als Hochgericht.

Es nutzte auch nichts, daß der Kommandant die Mitternachtswache auf dem genannten Posten verdoppeln ließ; es gab dann eben anstatt eines Strafbaren, deren immer zwei. Und als in einer Nacht zwei brave Freiwillige, ein Gefreiter und ein alter Korporal, den verhängnisvollen Posten mit heimlich scharf geladenem Gewehr bezogen hatten, fiel kurz vor der Ablösung ein Schuß, und als man hinzukam, fand man beide am Boden liegen, den Gefreiten ohnmächtig und den Korporal schwer verwundet.

Der Kommandant, welcher der festen Meinung war, daß das Bärengespenst ein Mensch sei, und um jeden Preis den grauenvollen Spuk aufklären wollte, legte sich auch bisweilen selbst mit dem Platzmajor und zwei anderen Offizieren unweit der Bastion auf die Lauer; dann blieb das Bärengespenst während dieser Nacht aus, um in den folgenden Nächten sein Unwesen um so ärger zu treiben. Vergebens war es auch, daß der Kommandant die Sachen aller Soldaten und Subalternoffiziere sowie alle Räume der Festung durchsuchen ließ, ob sich etwa eine Bärenhaut fände; es war nichts zu entdecken.

Freilich ging der gespenstische Bär nicht jede Nacht um, setzte manchmal ganze Wochen, ja sogar einmal ein ganzes Vierteljahr, aus.

Da trat eines Tages ein Schweizer als Gemeiner in die Garnison ein. Das Bärengespenst hatte sich wieder lange Zeit nicht blicken lassen und war beinahe schon ganz vergessen; daher hatte man dem neuen Soldaten nichts davon erzählt. Als dieser nun eines Nachts den gefährlichen Posten auf Bastion IX bezog, sah er, wie ein mächtiger Bär mit lautem Gebrumm die Böschung heraufgekrochen kam. Der Schweizer, dem von seiner Heimat her solche Begegnungen nichts Neues waren, glaubte überdies, es mit einem gezähmten Bären zu tun zu haben, der dem Zwinger in einem unbewachten Augenblick entronnen sei. Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Schilderhaus und hielt sein Bajonett vor. Mit drohendem Gebrumm kam der Bär auf den Soldaten zu, und es entspann sich ein heftiger Kampf, in dessen Verlauf dem Schweizer, ohne daß er es merkte, zwei Knöpfe von seinem Waffenrock abgerissen wurden. Aber der furchtlose Soldat setzte dem zottigen Tiere so arg zu, daß es sich nach kurzer Zeit brummend davontrollte.

Als am nächsten Morgen der mutige Soldat von seinem Vorgesetzten wegen der fehlenden Knöpfe an seiner Uniform zur Rede gestellt wurde, erzählte dieser sein Abenteuer. Jetzt erfuhr der Schweizer von seinen Kameraden die Geschichte von dem Bären-

gespenst, und der unerschrockene Soldat nahm sich vor, sobald wieder die Reihe an ihn käme, von seinem Gewehr entschlossenen Gebrauch zu machen. Ja, er erklärte sich sogar bereit, für einen anderen, weniger furchtlosen Kameraden die Wache zu übernehmen. Zu seinem größten Erstaunen aber verweigerte der Major hierzu seine Erlaubnis. Der Schweizer war indes nicht so leicht von seinem Vorhaben abzubringen. Er beschloß, sich an den Kommandanten zu wenden. Auf dem Wege zur Kommandantur (dem jetzigen Museumsgebäude) bemerkte er zu seinem Schrecken, daß ihm noch immer die zwei Knöpfe an seinem Waffenrocke fehlten. Und wie er so in kummervollem Nachdenken vor sich hin sprach: „Ach wenn mir doch hier jemand die Knöpfe annähen möchte!", da antwortete eine freundliche Stimme: „Ei! das will ich gern tun!" Betroffen schaute er auf und erblickte die Köchin des Majors, die dem schmucken Soldaten schon längst zugetan war und dessen Seufzer zufällig gehört hatte. Schnell war der Wunsch des Soldaten erfüllt. In der Kommandantur angekommen, trug er dort ebenfalls sein menschenfreundliches Anliegen vor. Doch auch hier wurde seine Bitte abgeschlagen, weil, wie der Kommandant sagte, die Dienstordnung beibehalten werden müsse, wenn auch der gute Wille des Schweizers alles Lob verdiene.

Der Soldat, für den der mutige Schweizer die Wache übernehmen wollte, mußte also wirklich den gefährlichen Posten antreten. Als er um zwölf Uhr abgelöst werden sollte, fand man ihn leblos neben dem Schilderhause liegen. Sein Nachfolger erschoß sich, kurz bevor er auf Wache zog. Nun steigerte sich die Aufregung unter den Soldaten derart, daß eine offene Meuterei auszubrechen drohte. Da erklärte der Kommandant, er werde künftige Nacht von zehn bis zwölf Uhr selbst auf Bastion IX Wache stehen. Das beruhigte einigermaßen die aufgeregten Gemüter. Indes das Opfer des Kommandanten, dem sich natürlich auch die anderen Stabsoffiziere angeschlossen hatten, war umsonst. Der Bär erschien nicht, trieb aber in den folgenden Nächten sein Unwesen um so toller.

Inzwischen hatte der Schweizer, der die Zeit nicht erwarten konnte, um den seinen Kameraden so gefährlichen Posten zu beziehen und mit dem Bären abzurechnen, die Bekanntschaft mit der Majorsköchin fortgesetzt. Von ihr erfuhr er zufällig eines Tages, daß der Major alle Abende um elf Uhr mit einem großen Pack fortgehe und um zwölf Uhr wiederkomme, dabei aber nicht gesehen werden wolle. Da stieg ein furchtbarer Verdacht in ihm auf, der noch dadurch neue Nahrung erhielt, daß er an dem Tage, an dem er endlich den gruseligen Posten beziehen sollte, denselben plötzlich auf Befehl des Majors mit einem anderen Posten vertauschen mußte.

Nun beschloß er zu handeln. Mit Zustimmung des Kameraden, der ihn in dieser Nacht vertreten sollte, aber ohne Wissen der Vorgesetzten, bezog er selbst den verhängnisvollen Posten. Er war noch nicht lange auf der Bastion IX hin- und hergeschritten, da verriet auch schon ein lautes Brummen das Nahen des Bären. Der Schweizer machte sich schußfertig und rief sein vorschriftsmäßiges „Halt, wer da!" Dieser Anruf sowohl wie auch der zweite hatten keinen Erfolg. Beim dritten Anruf stürzte der Bär mit gräßlichem Brummen auf den Schweizer los. Da krachte der Schuß, und das Bärengespenst fiel mit dumpfem Schmerzenslaut die Böschung hinunter.

Der Schuß alarmierte die Wachmannschaft. Erschreckt eilten alle herbei und fanden am Fuße der Bastion eine Bärengestalt regungslos am Boden liegen. Bei näherer Untersuchung entdeckte man in das Bärenfell eingehüllt — den toten Major.

Als dem Könige der Vorfall gemeldet wurde, entschied er, daß der Schweizer wegen seines Ungehorsams aus dem preußischen Heere entlassen werde. Als Belohnung für seine Heldentat aber sollte er, da die Witwe des Majors begütert war, ein Jahr lang das Gehalt des Majors erhalten, um sich in Ruhe einen anderen Dienst suchen zu können.

Was den Major zu seinem seltsamen Treiben veranlaßte, hat man nie erfahren. Vielleicht hat er auf diese unheimliche Weise den Mut seiner Soldaten auf die Probe stellen wollen.

19

Der Teufel in Neisse.

Eines frühen Morgens kehrten mehrere junge Männer von einem Maskenballe heim. Unterwegs begegneten sie einen Priester, der die heilige Wegzehrung zu einem Sterbenden trug. Alle knieten nieder, nur einer, der die Maske eines Teufels trug, tat es seiner Maske wegen nicht. Zur Strafe dafür wuchs ihm die Maske auf der Haut fest. So mußte er mit dem Aussehen eines Teufels durchs Leben wandern, und erst dann sollte der Unstete Ruhe finden, wenn seine schwere Schuld durch eigene und fremde Bußwerke vollständig getilgt wäre.

An verschiedenen Orten ward der Fremde gesehen. Eines Tages erschien er auch in Neisse, wo er in einem Gasthofe auf der Josephstraße abstieg. Eine große Menschenmenge sammelte sich vor dem Hause an, um den Teufel zu sehen. Hierbei erzählte man sich, daß um Mitternacht die Pfarrkirche im Innern erleuchtet gewesen sei und ein unbekannter Priester am Altar Gottesdienst gehalten habe; allgemein betrachtete man das als ein Sühneopfer für den Unglücklichen.

Bald mußte der unheimliche Gast wieder weiter wandern. Beim Abschiede drückte er dem Hausknecht als Trinkgeld einen Taler in die Hand, der aber dem Beschenkten so heiß in der Hand brannte, daß er das Geldstück vor Schmerz fallen ließ.

Wohin der Fremde von hier aus gewandert und ob er dann Ruhe gefunden, hat man nie erfahren können.

Quellenangaben und Bemerkungen.

1. **Das erste Haus in Neisse.** Minsberg, Geschichtl. Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der Fürstentumsstadt Neisse. Neisse 1834. S. 6 f. und mündliche Erzählungen. (Gänzlich unmöglich erscheint es, daß das bis vor einigen Jahren dort stehende Haus so alt wie die Stadt Neisse selbst, also fast 700 Jahre alt sein sollte. Dagegen erscheint es wohl möglich, daß an der bezeichneten Stelle das erste Haus gestanden hat.)

2. **Der Münsterberger Löwe.** Minsberg, a. a. O. S., 75 Anm. (Die Berliner-Straße hieß früher „Münsterberger-Straße", das Tor „Münsterberger-Tor," und der auf demselben von alters her thronende Löwe „Münsterberger-Löwe". Später erhielt die Straße den Namen „Berliner-Straße", auch das Tor hieß seitdem „Berliner-Tor", nur der Löwe auf demselben behielt seinen Namen, den man sich durch die vom Volke geschaffene Sage zu erklären versuchte.)

3. **Ein Neisser Bürgermeister erwirbt das Gut Maschkowitz im Wettrunk.** Zastra. Aus Neisses Vorzeit. Neisse 1881, S. 3 ff. (Philo vom Walde behandelt in seinem Gedicht „Der Bürgermeister von Neisse" (Vagantenlieder, Leipzig S. 26) denselben Stoff; nur verlegt er den „Ort der Handlung" in den Neisser „Gasthof zum Schwan." (Historisch steht fest (Zeitschr. f. Gesch. Schles. Bd. 25, S. 325), daß Peter Schoff, der Besitzer von Maschkowitz, mehrere Testamente zu Gunsten seiner Verwandten errichtete und in dem einen den Neisser Magistrat zum Testamentsvollstrecker bestellte. Alle diese Testamente stieß er aber immer wieder um. Später vermachte er seine Güter seinem Vetter Friedrich. Wahrscheinlich starb nach kurzer Zeit sowohl dieser als sein Bruder, und so vermachte Peter Schoff in einem Testamente vom Jahre 1489 seinen Besitz der Stadt Neisse. Dieses Testament ist abgedruckt bei Minsberg a. a. O. im Anhang S. 41. Vergl. hierzu den 1. Jahresbericht des Neisser Altertumsvereins 1897. S. 27.)

4. **Der böse Herzog Nikolaus.** Kern, Schles. Sagenchronik, Breslau 1816, S. 340. Die Erzählung von dem seines Augenlichtes beraubten Edelknaben findet sich bei Pol. Jahrbücher der Stadt Breslau Bd. II S. 171 und bei Klose. Von Breslau, Bd. III S. 459. (Die Hinrichtung des Herzogs Nikolaus ist ausführlich geschildert in der Monatsschrift „Oberschlesien" (Kattowitz) Jahrgang 1910, Heft 4.)

5. **Bestrafter Frevler.** Nach den handschriftl. Chroniken von Küppe, Spödter und Ziegler, und bei Minsberg, Oberschles. Sagen und Erzählungen, Neisse 1832 Bd. II. (Die Feuersbrunst fand tatsächlich im Jahre 1525 statt.)

6. **Der Totentanz zu Neiße.** Apel und Lauer, Gespensterbuch Leipzig 1810 u. 1811; neu abgedruckt in der Reklamschen Sammlung. S. 488 ff. Denselben Stoff behandelt Dr. Cimbal im 35. Bericht der Neisser Philomathie, Stanislaus im „Gemittl. Schläfinger" Schweidnitz] 1895 S. 43. u. Knötel, Oberschles. Sagen 1911. Bd. II S. 107; zum Teil auch Klings in der „Monatsschrift „Oberschlesien" (Kattowitz) Bd. IV S. 199 ff.

7. **Bestrafter Meineid.** Kastner, Einiges über Sagen. (Beilage zum Neisser Gymnasialprogramm 1846.) Knötel, a. a. O. S. 20, Kühnau, Sagen aus Schlesien S, 123.

8. **Die unheimliche Uhr.** Zimmermann, Beiträge zur Beschreibung von Schlesien 1784 Bd. III S. 286.

9. **Der vereitelte Verrat.** Diese Sage liegt dem Roman zu Grunde „Der Bürgermeister von Neisse" von Georg Hartwig in der illustrierten Zeitschrift „Chronik der Zeit" (Stuttgart) 1883 Heft 1—12 (Historisch ist nur, daß durch Anzünden der Häuser vor der Altstadt und vor dem Brüdertore der Feind von einem Angriff auf die Stadt abgehalten wurde. Rittmeister Mülmb ist nur bei der eigentlichen Einnahme der Stadt durch die Dänen tätig gewesen.)

10. **Der Schönebrunnen in Neisse und die Schweden.** Nach mündlichen Nachrichten.

11. **Die Schweden in Neisse.** Die Erzählung von dem auf weißem Rosse sitzenden Apostel findet sich bei Minsberg a. a. O. S. 154, die Sage von dem Gespenst bei Pedewitz, Historia ecclesiastica (herausg. von Ruffert 1905) S. 103. [In Wirklichkeit war der Grund für den plötzlichen Abzug der Schweden aus Neisse der Umstand, daß das schwedische Hauptheer, durch Krankheiten sehr geschwächt, den Rückzug antreten und durch das Schwedenheer in Neisse verstärkt werden mußte.)

12. **Das Haus zu den sieben Galgen** Schles. Provinzialblätter 1866 S. 154 ff. — Minsberg, Oberschles. Sagen. Neisse 1829 Bd. II S. 33 f. [Das Gasthaus zum goldnen Schüssel.] Kühnau, Sagen aus Oberschlesien S. 147. Kühnau, Schles. Sagen Bd. I S. 46. Knötel, a. a. O. Bd. II S. 28.

13, **Die Feenixen im Hexenberge bei Neisse.** Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch Neisse 1880, S. 17.

14. **Die Armesünderglocke und der geräderte Bürgermeister.** Mündliche Erzählungen: Schles. Provinzialbl. [neue Folge) 1868 S. 224. Schles. Geschichtsblätter 1914 S. 71 u. 1915 S. 64. Nach anderen Darstellungen hätten mehrere preußische Soldaten in einem Neisser Wirtshause von dem geplanten Verrat heimlich gesprochen, was die in der Nähe beschäftigte Kellnerin gehört und ihrem Bräutigam, einem preußischen Tambour, hinterbracht habe. Dieser wäre alsbald zur Hauptwache geeilt und hätte Generalmarsch schlagen lassen. (Knötel a. a. O. II S. 140) Die ganze Sage und ihre Entstehung ist ausführlich behandelt in

dem Aufsatze: „Die Sage vom geräderten Bürgermeister“ im Jahrsbericht des Neisser Altertumsvereins 1903 und in der Broschüre: „Ruffert, Aus Neisses Vergangenheit. Neisse 1903 S. 58 ff. (Historisch steht fest, daß Friedrich der Große noch oft nach Neisse gekommen ist. Auch alle späteren preußischen Könige (zuletzt Friedrich III. sowie auch die Schwester Wilhelms II haben in Neisse geweilt. „Die Armesünderglocke“ war die ehemalige „Schließglocke“ so genannt weil mit ihr jeden Abend um ¾9 Uhr das Zeichen zum Schließen der Stadttore gegeben wurde. Dieses abendliche Läuten ist schon seit 1542 nachweisbar. 1844 wurde es auf Beschluß des Magistrats abgeschafft, kann also keine von einem preußischen Könige auferlegte Strafe gewesen sein. Der „geräderte Bürgermeister“ ist eine Figur am Ratsturm, die bereits 1654 nachweislich vorhanden war.)

15. **Der mutige Tambour.** Die Sage ist in dem Buche „Der Retter von Neisse, eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege“ von Münchgesang (Cöln, Lachem) verwertet. Auch in Steffens Volkskalender von 1853 (Leipzig, Voigt und Günther) ist die Sage behandelt. (Historisch steht fest, daß der Kommandant v. Walrawe wegen Unterschlagung und verdächtigen Verkehrs mit Ausländern mit lebenslänglichem Gefängnis (in Magdeburg) bestraft wurde. Ein Verrat war ihm nicht nachgewiesen worden. Vergl. von Bonin, Geschichte des Ingenieurkorps. Berlin 1877 Bd. I S, 32.]

16. **Der Soldat als Kirchendieb.** Nach mündlichen Erzählungen. Die Sage erinnert sehr an die vom „Geiger von Gmünd.“

17. **Der Doppelgänger.** Schles. Provinzialblätter (neue Folge) 1866 S. 22 ff u. 96 ff; Kühnau, Schles. Sagen Bd. III S. 154; Knötel, a. a. O. S. 129.

18. **Das Bärengespenst.** Nach einer 32 Seiten starken Broschüre mit dem Titel: „Das Bärengespenst, ein Soldatenspuk.“. [Ohne Verfasser und Jahreszahl.] Druck von F. Bär, vormals Rosenkranz und Bär, in Neisse.

19. **Der Teufel in Neisse.** Kühnau. Schles. Sagen Bd. II S 663. Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch. S 38. Kattowitzer Zeitung 1881 vom 29. März. Neisser Zeitung 1881 No. 31 vom 30. März und Liberale Neisser Zeitung 1881 No. 27 vom 30. März. (Tatsächlich verbreitete sich am 28. März 1881 in Neisse das Gerücht, in einem Gasthause der Josephstraße sei der Teufel abgestiegen. Die Polizei zerstreute indes bald die zusammengeströmte Menge und die Zeitungen rückten der Sage energisch zu Leibe. — Diese Sage, die mit kleinen Abweichungen auch in Niedersachsen bekannt ist, erinnert sehr an die Sage vom „Ewigen Juden“ Ahasver, sowie an die mittelalterliche Erzählung vom „Armen Heinrich.“)

Inhalt.

1. Das erste und älteste Haus in Neisse. 3
2. Der Münsterberger Löwe. 3
3. Ein Neisser Bürgermeister erwirbt das Gut Maschkowitz im Wettrunk 4
4. Der böse Herzog Nikolaus. 5
5. Bestrafter Frevler. 6
6. Der Totentanz zu Neisse. 7
7. Bestrafter Meineid. 12
8. Die unheimliche Uhr. 12
9. Der vereitelte Verrat. 12
10. Der Schöne Brunnen in Neisse und die Schweden. . 15
11. Die Schweden in Neisse. 16
12. Das Haus zu den sieben Galgen. 16
13. Die Feenixen im Hexenberge bei Neisse. 18
14. Die Armesünderglocke uud der geräderte Bürgermeister. 18
15. Der mutige Tambour. 19
16. Der Soldat als Kirchendieb. 23
17. Der Doppelgänger. 24
18. Das Bärengespenst. 26
19. Der Teufel in Neisse. 29
Quellenangaben und Bemerkungen. 31

Wojewódzka i Miejska Biblioteka Publiczna
Im. E. Smołki w Opolu
nr inw.: 7840 S
Syg.: 7840 s
ZBIORY SPECJA

Ueber Neisse sind in der letzten Zeit noch f

Unterlauf,	Neisser Urkunden im Breslauer Diozösanarchiv.	1,00 Mk.
Dittrich, Dr.	Die Epitaphien und Grabsteine der katholischen Pfarrkirche	2,00 Mk
Pedewitz.	Historia ecclesiastica eccclesiae parochialis Nissae (reicht bis 1679 und enthält auch Neisser Profangeschichte)	2,00 Mk.
Pischel,	Geschichte und Beschreibung der Pfarrkirche St. Jakobus	1,00 Mk.
Ruffert,	Kurze Chronik von Neisse	1,00 Mk.
„	Aus Neisses Vergangenheit. (Vergriffen)	1,00 Mk.
„	Belagerung der Stadt Neisse im Jahre 1807.	1,50 Mk.
„	Zusammenkunft Friedrich d. Gr. mit Joseph II. in Neisse.	1,00 Mk.
„	Sagen aus dem Landkreis Neisse. (In Vorbereitung.)	1,00 Mk.
Neisse einst und jetzt, (Inhalt: Geschichtlicher Ueberblick, Kirchen, Schulwesen, Wohlfahrtseinrichtungen, Profanbauten, Soziales, Spaziergänge und Ausflüge,)		1,00 Mk.

DRUCK V. J. VIEWEGER, NEISSE.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
7840 $
001-007840-00-0